

Zweitveröffentlichung



Bennewitz, Ingrid

Frühe Versuche über alleinerziehende Mütter, abwesende Väter und inzestuöse Familienstrukturen : zur Konstruktion von Familie und Geschlecht in der deutschen Literatur des Mittelalters

Datum der Zweitveröffentlichung: 04.09.2025

Verlagsversion (Version of Record), Zeitschriftenartikel

Persistenter Identifikator: urn:nbn:de:bvb:473-irb-110262x

Erstveröffentlichung

Bennewitz, Ingrid (2000): Frühe Versuche über alleinerziehende Mütter, abwesende Väter und inzestuöse Familienstrukturen : zur Konstruktion von Familie und Geschlecht in der deutschen Literatur des Mittelalters, in: Jahrbuch für internationale Germanistik, Bern ; Berlin [u.a.]: Lang, Jg. 32, Nr. 1, S. 8–18.

Rechtehinweis

Dieses Werk ist durch das Urheberrecht und/oder die Angabe einer Lizenz geschützt. Es steht Ihnen frei, dieses Werk auf jede Art und Weise zu nutzen, die durch die für Sie geltende Gesetzgebung zum Urheberrecht und/oder durch die Lizenz erlaubt ist. Für andere Verwendungszwecke müssen Sie die Erlaubnis der Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber einholen.

Für dieses Dokument gilt eine Creative-Commons-Lizenz.



Die Lizenzinformationen sind online verfügbar:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode>

Frühe Versuche über alleinerziehende Mütter, abwesende Väter und inzestuöse Familienstrukturen

Zur Konstruktion von Familie und Geschlecht
in der deutschen Literatur des Mittelalters¹

Von Ingrid Bennewitz, Bamberg

Alleinerziehende Mütter, abwesende Väter, inzestuöse Familienstrukturen: Dieses Szenario könnte einem soziologischen Bericht über Familienverhältnisse im ausgehenden 20. Jahrhundert entnommen sein, und doch geht es hier vielmehr um Entwürfe familialer Rollen in der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Die Entwicklung der Familie scheint in dieser Zeit, so machen es zahlreiche historische Studien nachhaltig deutlich, bei aller regionalen Variabilität eine Vielzahl von Veränderungen vollzogen zu haben, die Auswirkungen bis hinein in das 19. und 20. Jahrhundert zeitigten. Hier sollen zunächst die wichtigsten dieser Veränderungen skizziert werden, um anschließend der Frage nachzugehen, inwieweit die deutschsprachige Literatur dieses Zeitraums diesen Prozeß mitvollzogen, ja vielleicht sogar forciert hat und in welcher Form die frühen literarischen Repräsentationen von "Familienbanden" ein Wiedererkennen ermöglichen oder aber durch die Fremdartigkeit ihrer Inszenierung historische Distanz vermitteln, die wiederum den Blick für die Wahrnehmung der eigenen kulturellen Bedingtheiten schärfen könnte.

Der Begriff 'Familie' zählt zu jenen nicht wenigen Wörtern des neuhochdeutschen Sprachschatzes, die sich trotz scheinbarer Vertrautheit und Überzeitlichkeit im strengen Sinne nicht in das Mittelhochdeutsche 'rück'-übersetzen lassen. Wer sich mit den mediävistischen Implikationen des Begriffes beschäftigt, wird zunächst seine Mehrdeutigkeit festhalten müssen, nämlich im Sinne "der Haushalts-Familie als Wohngemeinschaft aller im Haus lebenden Personen (einschließlich Dienerschaft, Gesellen, etc.)" und der "Verwandtschaftsfamilie", wobei letztere erscheinen kann entweder als "im engeren Sinn die auf der Ehe beruhende Kern-Familie (Klein-Familie) als Lebens- oder Wohngemeinschaft von Eltern und Kindern, eventuell unter Einschluß weiterer Familienmitglieder wie Geschwister, Elternteile usw. (sog. erweiterte Familie)" oder "im weiteren

1 Der Text meines Beitrags geht zurück auf einen Vortrag im Rahmen der Bamberger Ringvorlesung zum Thema "Familienbande" im SS 1998 sowie auf einen Vortrag am Germanistischen Institut der Universität Halle. Ich danke allen Diskussionsbeiträgerinnen für Anregungen und Kritik. Vertiefende Einblicke verdanke ich darüber hinaus den Aktivitäten des Schwerpunkts "Familienforschung" an der Universität Bamberg sowie des ebenfalls hier angesiedelten Staatsinstituts für Familienforschung.

Sinn der aus vielen Kern-Familien zusammengesetzte Verwandtschaftsverband ... entweder der Blutsverwandten in agnatischer Folge (Abstammungs-Familie, Geschlecht) oder unter Einschluß der Seitenlinien oder als kognatischer Verband der Blutsverwandten und Verschwägerten (in der jüngeren Forschung auch als Sippe bezeichnet)”.²

Dennoch oder gerade deswegen ist das Interesse an Familien-Geschichte ein legitim mediävistisches, und dies nicht nur, weil im Kontext jener “methodologischen Wende”, die mit dem Begriff der “neuen Anthropologie” verknüpft ist, diese Fragestellungen in jüngster Zeit vermehrtes Augenmerk gefunden haben. Die (germanistische) Mediävistik hat in den letzten Jahren zahlreiche Anregungen aus auf den ersten Blick nicht eben ihr naheliegenden Disziplinen erhalten, nämlich der Anthropologie und der Ethnologie. Jan-Dirk Müller hat 1995 mit Nachdruck auf die Bedeutung dieser “anthropologischen Wende” verwiesen und dabei zugleich die Gefahren dieser Annäherung benannt, nämlich “falsche Anthropologisierung wie falscher Exotismus”³. Das Mittelalter und seine Literatur widersetzen sich sowohl einer Vereinnahmung für moderne (LeserInnen-) Bedürfnisse wie einer Stilisierung zum ganz Anderen, Fremden. Beispiele für beides lassen sich leicht beibringen und inkludieren zugleich das exemplarische Scheitern. Die Untersuchung jenes Ensembles von Aspekten, das sich unter dem Stichwort der kulturellen Praktiken und Einstellungen subsumieren läßt, darf die Dimension der Historizität nicht aus den Augen verlieren, wenn sie nicht der Gefahr des Anachronismus erliegen soll. – Im Kontext dieser kulturwissenschaftlichen Neuorientierung der Mediävistik muß – als letztlich untrennbar in das Spektrum gegenseitiger methodischer Anregung verwoben – im übrigen auch die Geschlechtergeschichte, genannt werden, die ihren Ausgang ebenfalls von einer vergleichbaren Situation nahm: nämlich der weiblichen Erfahrung der Fremdheit in der eigenen Kultur – nun wiederum auf einer parallelen zeitlichen Achse zu denken –, dem Ausgeliefertsein an ein schizophrenes Spannungsverhältnis zwischen gleichzeitiger kultureller Teilhabe und kulturellem Ausgeschlossenheit. – Ich versuche im folgenden, einige Voraussetzungen für einen mediävistischen und mediävistisch-literaturwissenschaftlichen Umgang mit dem ambigen Begriff “Familie” zu benennen:

a) RezipientInnen des ausgehenden 20. Jahrhunderts assoziieren mit “Familie” wohl automatisch das, was forschungsgeschichtlich mit dem Begriff der “Kernfamilie” gefaßt wird: die Vater-Mutter-Kind(er)-Gruppe. Darin liegt zunächst einmal ein wesentlicher Unterschied zur mittelalterlichen Situation, die sich – auch bezüglich der literarischen Darstellung – in Hinblick darauf nur Schritt für Schritt einkreisen läßt. Das Wort “Familie” kennt wie gesagt die mittelhochdeut-

2 H.-W. Goetz, in: Lexikon des Mittelalters (Art. “Familie”), Bd. IV, Sp. 257.

3 Jan-Dirk Müller: Neue Altgermanistik. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft XXXIX (1995), S. 445–453, hier S. 452.

sche Literatur so nicht; man wird daher auch vergeblich in den verschiedenen Wörterbüchern danach suchen; vergleichbares gilt etwa auch in den mittelalterlichen Kirchenrechtsquellen.⁴ Während man bis vor kurzem mit einiger Selbstverständlichkeit davon ausgegangen war, daß die mittelalterliche Familie als Institution stets als "Großfamilie" zu denken wäre, so ist diese Überzeugung in jüngeren historischen Arbeiten dahingehend relativiert worden, daß "sich zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert eine irreversible Entwicklung vollzog, in der sich die Kernfamilie, die Gattenfamilie, der Haushalt innerhalb des Klans, der Sippe oder der Verwandtschaft als individuelle Einheit herausbildeten"⁵ oder aber, noch grundsätzlicher, daß "die Theorie einer ständigen Schrumpfung von weitesten zu immer engeren Familienformen im Laufe der Geschichte" heute von Seiten der Historiker nicht mehr vertretbar sei.⁶ Das 11. und 12. Jahrhundert scheinen sich jedenfalls ähnlich wie im Fall der Diskurse über Individualität oder Emotionalität, die literarisch außerdem nicht von der Thematisierung von Liebes-, Ehe- und Familienbanden zu separieren sind, hier einmal mehr als "Achsenzeit" der europäischen Geschichte zu präsentieren. Dies sollte freilich nicht zu der Annahme verleiten, die Entwicklung der Familie sei linear verlaufen; vielmehr gibt es auch hier parallele wie einander entgegenlaufende Entwicklungslinien, die jeweils propographisch genau differenziert werden müssen. Doch auch wenn die Kernfamilie in ihrer grundsätzlichen Bedeutung bereits für das frühe und hohe Mittelalter sichtbar wird, steht parallel dazu die Einbettung des/der Einzelnen in die unverzichtbaren Rechts- und Schutzfunktionen bzw. -ansprüche der Großfamilie. – Für die Geschichtsforschung wie für die Literaturwissenschaft gilt, daß es insbesondere die Geschichte der Adelsfamilien ist, die ins Blickfeld der Betrachtung rückt: pragmatische wie fiktionale Textüberlieferungen gewähren uns Kenntnisse "der inneren Struktur von Familiengruppen", "ihre(s) Selbstverständnis(es)" und über die Rolle dieser "Familiennetze" in Staat und Politik.⁷

b) Darüber hinaus bilden in dem gesamten Zeitraum (Bluts)Verwandtschaft und Sippe ein wesentliches Moment feudaladeligen Selbstverständnisses und politisch-dynastischer Herrschaftslegitimation. Auch die Literatur ordnet sich in diese Tradition ein; ja, sie scheint dafür geradezu ein wesentliches Moment zu konstituieren, und zwar im Zusammenhang mit feudaladeligem Mäzenatentum und Gönnerlob, wie es speziell in den Pro- oder Epilogen mittelhochdeutscher Erzähltexte auftritt. Die – fiktional oder alltagsgeschichtlich – erstellte "lignage" kann aus moderner Sicht durchaus abenteuerliche Züge annehmen; wichtig und wesentlich scheint die Tatsache der Traditionsbildung bzw. der dynastischen

4 Vgl. R. Weigand im Abschnitt "Kanonisches Recht" des Art. "Familie" im LMA IV, Sp. 259.

5 Robert Fossier 1997, S. 125.

6 Vgl. H.-W. Goetz ("Die Familie in der Gesellschaft des Mittelalters"; LMA IV, Sp. 270).

7 Pierre Toubert 1997, S. 105.

Zuordnung selbst zu sein, nicht das Detail der korrekten Herleitung (wobei es für die "Fehler" unterschiedlichste Gründe gibt: vom tatsächlichen Nichtwissen über die Indifferenz gegenüber dem vermeintlichen historischen "Detail" bis hin zum gezielten Inanspruchnehmen von Verwandtschaft aus machtpolitischen Gründen und wider besseres Wissen). Grundsätzlich muß für die hier einschlägigen Texte ganz besonders bedacht werden, daß der mediävistische Literatur-Begriff methodisch notwendigerweise sehr viel weiter gefaßt ist als der neuzeitliche und etwa der Übergang zwischen 'chronikalischer' und 'fiktionaler' Literatur fließend ist, ebenso wie die Texte selbst in ihrer überlieferten Gestalt Zeugnis ablegen über den Horizont ihrer Entstehung und Primär-Rezeption im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit einerseits und Latein und Volkssprache andererseits.

c) Die neuzeitliche Reduktion auf die Kernfamilie macht mehr und mehr jene Differenzierung von verwandtschaftlichen Beziehungen überflüssig – und damit auch die dazugehörigen Bezeichnungen! –, die für das Mittelalter und durchaus noch das 17. und 18. Jahrhundert selbstverständlich waren. Verwandtschaftliche Funktionen wie Onkel, Tante oder auch Großvater/-mutter pflegen im ausgehenden 20. Jahrhundert nicht weiter differenziert zu werden; wir begnügen uns mit "klassifikatorischen" Verwandtschaftsbezeichnungen. Für das Mittelalter ist es hingegen von großer Bedeutung, ob gerade vom Mutterbruder oder aber Vaterbruder die Rede ist, und an vielen mittelhochdeutschen Epen läßt sich der hohe Grad der emotionalen Nähe der Beziehung zwischen Mutterbruder und Schwestersohn deutlich aufzeigen; zu erinnern ist insbesondere an Wolframs von Eschenbach 'Parzival' und Gottfrieds von Straßburg 'Tristan'.

d) An vielen Stellen, an denen die Erzähler der mhd. Romane langatmig und mit spürbarem Engagement die (fiktionale oder 'real-historische') Ahnentafel ihrer Protagonisten ausbreiten, werden moderne RezipientInnen in ihrem Interesse eher erlahmen. Nach der Intensität solcher Passagen zu urteilen, muß das mittelalterliche Publikum jedoch eine besondere Vorliebe für solche Ausführungen entwickelt haben: anders läßt sich etwa die Konstruktion verwandtschaftlicher "Tiefenstrukturen" in den Epen Wolframs von Eschenbach kaum erklären. Wenn das Aufzählen der diversen Vorfahren textintern zu einer deutlich ersichtlichen Wertsteigerung des Protagonisten/der Protagonistin beiträgt und sein/ihr Persönlichkeitsprofil für die Beteiligten damit quasi gleichzeitig über die Ahnentafel entworfen zu sein scheint, so besitzt dieser Vorgang für moderne Rezipienten stets eine gewisse Fremdartigkeit. Daß es sich bei diesen Darstellungen um gattungsspezifisch geprägte Formen des (literarischen) Sprechens handelt, steht außer Frage; daß diese deshalb schon jeden realitätsvermittelnden Gehalt entbehren sollten, wäre u.U. gerade auch bei der engen Vernetzung des europäischen Hochadels im Mittelalter zu bezweifeln.

e) Unter den Faktoren, die die Ausbildung der Kernfamilie begünstigten, sind im weiteren zu nennen:

- das Bevölkerungswachstum, das dem direkten Zusammenleben größerer Verwandtengruppen unter einem Dach entgegenstand;
- die Ausbildung einer Heiratsideologie, die sowohl weltlich-herrschaftlichen als auch kirchlichen Interessen zuarbeitete; und zwar ausgehend von der Festigung der Karolinger-Herrschaft zwischen 740 bis 760. In zunehmendem Maße wurde dem Nebeneinander verschiedener Eheformen, das in Streitfällen zu juristischen Unsicherheiten führen mußte, ein Ende bereitet zugunsten eines normativen Modells, das in zahlreichen didaktischen Traktaten (“specula”) erarbeitet und mit immer größerem Nachdruck institutionalisiert wurde, wohl auch wesentlicher Bestandteil der unterschiedlichen Christianisierungsprogramme war. Weltliche und geistliche Gerichtsbarkeit traten dabei gemeinsam als zuständige Kontrollinstanzen auf (so standen Inzest und Ehebruch unter königlichem Acht und Bann) und unterstrichen die beiden Aspekte der Ehe als sozialer und religiöser Institution, letzteres stets auch im Sinne eines Abbilds der Verbindung zwischen Christus und der Kirche. Als spätere Stationen auf diesem Wege lassen sich mit der Verbreitung des Codex Justinianus ab dem 11. Jh. die Betonung von *consensus* und *dilectio* als Ehevoraussetzungen festhalten, sowie als Konsequenz aus den komplizierten Inzestverboten ausgehend vom südfranzösisch-katalonischen Raum eine exogame Heiratspolitik. Hier läßt sich im übrigen eine weitere Übereinstimmung mit der zeitgleichen höfischen Epik beobachten, die ja ebenfalls ihre Wurzeln in dieser Region hat. Die Grundstruktur vieler mittelalterlicher Romane – Auszug des Helden, Gewinnen einer (weit entfernt lebenden, nicht verwandten) Braut, Rückkehr zum eigenen Land oder aber Verbleib im Reich der Braut und Gründung einer neuen Dynastie – ließe sich doch geradezu als Reklamefeldzug für exogame Heiratspolitik interpretieren; wenigstens erwähnt muß werden, daß die komplizierten, bis zum 7. Verwandtschaftsgrad (Vettern 1. und 2. Grades, angeheiratete Verwandte gleichen Grades, Adoptivgeschwister, Scheinverwandtschaften wie Patenverhältnisse) reichenden Inzestverbote⁸ ein “umfassendes Kollektivgedächtnis für Verwandtschaftsbeziehungen bis hin zu allen Nachfahren beider Ururgroßeltern” voraussetzten⁹; und zu verweisen ist schließlich auf das 4. Laterankonzil von 1215 mit der Verpflichtung zum Aufgebot (und der Reduktion des Inzestverbots bis zum 4. Verwandtschaftsgrad).¹⁰

8 Von Bedeutung erscheint hier der Sonderweg des Christentums etwa gegenüber dem Islam, wo die Verbindung mit der Tochter des Bruders des Vaters als eine bevorzugte Heiratsvariante gilt.

9 Henri Bresc 1997, S. 163.

10 Vgl. Fossier 1997, S. 135.

- Bei aller fortbestehenden Ungleichheit der Geschlechter läßt sich dennoch im allgemeinen feststellen, daß die christlichen Ehegesetze des Mittelalters im wesentlichen einen gewissen Schutz für die Frauen bedeuteten, insofern als sie wenigstens formalrechtlich von der grundsätzlichen Gleichwertigkeit der Ehepartner ausgingen.¹¹ Dies ändert jedoch nichts an der grundsätzlichen patriarchalen Strukturierung (meist mit Patrifikalität und Patrilokalität), der zunehmenden agnatischen Ausrichtung und der Unterstellung aller Familienmitglieder unter die Muntgewalt des (Ehe-)Mannes bzw. Vaters.
- Hand in Hand mit dieser Aufwertung der Paar-Beziehung geht offenbar (Schritt für Schritt!) eine partielle Individualisierung und eine Emotionalisierung, wie wir sie speziell auch in der Form der literarischen Diskurse seit dem 12. Jahrhundert schriftlich greifbar haben. Dabei scheint sich – dies in Ergänzung zum oben Gesagten – im besonderen die Wahrnehmbarkeit des weiblichen Gegenübers aus männlicher Perspektive zu verändern.
- Diese vielfältigen Veränderungen tragen Auswirkungen auf die Eltern-Kind-Beziehung in sich: Zwar liegt der Sinn der Ehe ganz grundsätzlich in der Zeugung legitimer Nachkommen, doch erfahren gerade in den Ehe traktaten Mutterschaft und Eltern-Kind-Beziehung eine qualitative Aufwertung. Allein darin liegt bereits ein Widerspruch zu der bekannten These Philippe Ariès', die von einer Anerkennung der Kindheit als eigener Lebensphase erst im 18. und 19. Jahrhundert ausging und die sich gerade im deutschen Sprachraum – trotz des Vorliegens konträrer Positionen schon bei Georges Duby in den sechziger Jahren – erstaunlich lange behaupten konnte. Mittlerweile sind eine Fülle von einschlägigen Belegen gesammelt worden, die eher das Gegenteil vermuten lassen: Sie reichen von der Existenz von Kinderhausrat (z.B. Wiegen), eigenem Kinderspielzeug, Ratschlägen für kindgemäßes Verhaltenstraining (auch "Lektüreempfehlungen für Jugendliche", z.B. in Thomasins 'Welschem Gast' bis hin zu großzügigen Opfergaben oder auch Wallfahrten zu Orten einschlägig zuständiger Heiliger von besorgten Elternpaaren für ihre erkrankten Kinder. Die mittelalterliche Literatur entwirft eine Fülle von Jugendgeschichten (Parzival, Tristan, die Meierstochter im Armen Heinrich, etc.). Gerade im Umgang mit den Kindern zeigt sich freilich an vielen Orten die ungleiche Wertschätzung der Geschlechter sowie die frühe Prägung von geschlechtstypischen Verhaltensmerkmalen. Daß die höhere Wertschätzung fast immer den Sohnesmüttern zuteil wurde, versteht sich von selbst, und einen Nebenaspekt dieser Tatsache formuliert u.a. eine der ersten namentlich bekannten Autorinnen deutscher Sprache, die Helene Kottanerin, wenn sie in den "Denkwürdigkeiten" festhält, daß Ammen, die selbst einen Sohn geboren

11 Vgl. auch R. Weigand im Abschnitt "Kanonisches Recht" des Art. "Familie" im LMA IV, Sp. 259.

hätten, beliebter seien: “Wann es mainen die weisen, es sei die milch pesser von der frauen, die ainen Sun bringt denn von ainer tochter.”¹²

f) Nicht unwichtig ist es, sich vor Augen zu halten, daß das Lebensrisiko von Frauen während des gebärfähigen Alters größer war als das der Männer. Als eine der Konsequenzen daraus finden sich eine hohe Zahl mehrfach verheirateter Männer und häufig ein großer Altersunterschied zwischen den Ehepaaren. Dazu trug ebenfalls bei, daß Männer vielfach erst bestimmte “Karriere”-Voraussetzungen erfüllen mußten, um überhaupt heiraten zu dürfen, was als Nebeneffekt zur Duldung und Akzeptanz der Prostitution führte. Wichtig ist, daß für eine nicht kleine Gruppe von Männern und Frauen im Mittelalter lebenslange und zeitlich begrenzte Ehelosigkeit die Regel sein sollte (Mönche, Nonnen, Kleriker, “Meister”- bzw. Zunft-Gesetze).

g) Jedenfalls nicht überschätzt werden sollte die Größe der mittelalterlichen Kern-Familie: die jüngeren historischen Arbeiten nennen übereinstimmend eine Zahl von 4 bis 5 Personen (also Eltern mit 2–3 Kindern) als Durchschnittswert.¹³

h) Eine wesentliche und nicht zu unterschätzende Rolle kommt bei allen in der mittelalterlichen Literatur entworfenen Familienbildern dem biblischen Vorwurf der einen, heiligen Familie zu. Die Intensivierung der Marienverehrung verläuft bekanntlich literarisch parallel und mit zum Teil austauschbarer Metaphorik zur Entwicklung des Minnesangs. Die Verfasser/innen der einschlägigen Texte sahen sich stets mit der Situation konfrontiert, die schwierigen Beziehungsformen der heiligen Familie und ihrer Mitglieder in christlich-dogmatisch halbwegs vertretbare und literarisch-stilistisch interessante Bilder zu bringen. Dabei müssen in der Zeit vom 13. zum 15. Jahrhundert insbesondere jene Entwicklungen auffallen, die Ingredienzien dieses sich eben konsolidierenden Interesses an der Emotionalisierung der Paarbeziehung und der Eltern-Kind-, speziell natürlich, aber nicht nur der Mutter-Sohn-Beziehung auf diesen Hintergrund projizierten.¹⁴

Fragt man nun nach den konkreten Beiträgen der mittelalterlichen Literatur bzw. der mediävistischen Literaturwissenschaft zur historischen Familienforschung¹⁵, so ist über das bereits Genannte hinaus zunächst einmal auf eine Reihe von

12 Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottanerin (1439–1440). Hg. von Karl Mollay. Wien 1971, S. 19. – Sehr optimistisch beurteilt hingegen Pierre Toubert – auf der Basis v.a. des Polyptychons von Marseille – die Relation zwischen männlichem und weiblichem Nachwuchs (vgl. dort S. 97f.).

13 Vgl. etwa Pierre Toubert 1997, S. 93f.

14 Vgl. dazu Julia Kristeva: Geschichten von der Liebe. Frankfurt 1989.

15 Ich verweise hier insbesondere auch auf die Untersuchung von U. Peters 1994; ihre 1999 erschienene Studie (“Dynastengeschichte und Verwandtschaftsbilder”) konnte hier nur partiell berücksichtigt werden.

strukturanthropologischen Arbeiten zu verweisen, die durch die Untersuchungen von Claude Lévi-Strauss angeregt wurden; zu erinnern sind insbesondere die Arbeiten von Karl Bertau und Elisabeth Schmid zu Wolframs "Parzival". Im Zentrum stehen hier die Analysen der literarisch entworfenen Verwandtschaftsmuster im Hinblick auf z.B. "das Nebeneinander mütterlicher und väterlicher Verwandtschaftslinien, die unterschiedlich affektbesetzten Konstellationen von Mutterbruder-Schwestersohn, Vater-Sohn oder Bruder-Schwester, das Verhältnis von endogamen und exogamen Eheschließungen"¹⁶. Dazu trat u.a. der Versuch, den Minnesang mit der Höherstellung der Dame gegenüber dem werbenden Sänger mit dem höheren Stellenwert der Frauengeber-Seite gegenüber der väterlichen Verwandtschaft in Verbindung zu bringen. Als zweiter Bezugspunkt hat sich neben Levi-Strauss Georges Duby mit seinen zahlreichen Arbeiten zu dieser Thematik durchgesetzt, speziell aber nicht nur in der romanistischen Mediävistik, die damit einen geeigneten und lukrativen Untersuchungsrahmen vor allem für die Textgattung der Heldenepik, der *chansons de geste*, gefunden zu haben scheint. Berührungspunkte sind in ausreichendem Maße gegeben: neben der offensichtlichen Bedeutung von Eheverbindung und Herrschaftslegitimation z.B. auch die Karrieren der "erbelosen" jüngeren Söhne (vgl. z.B. die Geschichte Gahmurets im 'Parzival'); die schwierige politische Situation alleinstehender weiblicher Erben und Witwen (Herzeloide, Condwireamurs, aber auch Laudine im 'Iwein') etc. – Selbst dort, wo man in den literarischen Texten auf vermeintlich augenscheinliche Bruchstücke von Alltagsrealität zu stoßen glaubt, kann letztlich nur vor einer allzu raschen Gleichsetzung von Literatur und Realität gewarnt werden, zumal sich gerade im deutschsprachigen Bereich nicht allzu viel findet, was sich als direkte literarische "Hausüberlieferung" an einzelne Geschlechter anbinden ließe.¹⁷ Zwar hat die vor allem mit dem Namen von Joachim Bumke verknüpfte Gönnerforschung sich intensiv all jener Werke angenommen, die durch die Nennung von Auftraggebern und Mäzenen einen Zusammenhang mit einzelnen Adelsdynastien besonders nahelegten oder aber im Kontext einzelner Höfe zur dynastischen Machtrepräsentation über das Medium der Literatur beigetragen haben, wie es H.-J. Behr für den böhmischen Hof deutlich machen konnte¹⁸; allerdings zeigt sich insgesamt deutlich ein Trend, solche Zusammenhänge vorsichtiger als früher zu beurteilen und über mehr als eine affirmativ-laudative Nennung mit mäzenatischen Allusionen – stellvertretend für viele andere Beispiele sei hier auf den Tengelinger-Bezug im "König Rother" verwiesen – wird man in vielen Fällen wohl nicht hinauskommen.

In Auseinandersetzung mit und zugleich meist in Abgrenzung gegenüber den Thesen von Philippe Ariès entstanden eine Vielzahl von Untersuchungen zu

16 Peters 1994, S. 141.

17 Vgl. dazu etwa auch Kullmann 1992, S. 49ff.

18 Vgl. H.-J. Behr: *Literatur als Machtlegitimation*. München 1989.

Kindheitsdarstellungen in der mittelalterlichen Literatur, die allein schon durch ihre Anzahl und Intensität für sich sprechen. Die Textbasis dafür ist umfangreich genug: So findet sich etwa schon in Lamprechts "Alexander" eine ausführliche Schilderung der Jugend und Erziehung des Helden, die in vielerlei Hinsicht an die umfassende Ausbildung des Protagonisten in Gottfrieds 'Tristan'-Roman erinnert. Hier wird zugleich der didaktische Hintergrund auch der großen höfischen Romane deutlich, ebenso wie sich – insbesondere aber nicht nur im Fall weiblicher Protagonisten – neben dem Ideal der 'virga docta' ein hagiographisch beeinflusstes Kindheitsmuster beobachten läßt (die Meierstochter in Hartmanns "Armen Heinrich" etc.).

Untrennbar mit den "Kindheitsmustern" der mittelalterlichen Literatur verbunden ist die Art der Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehungen, die in jüngster Zeit mit Sicherheit am meisten Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben: die vielfältigen Inszenierungen von Rollenmustern im Rahmen der Kernfamilie, die in vielen Epen, aber durchaus auch in der Lieddichtung – zu erinnern ist etwa an die Mutter- und Tochter-Rollen der Neidhart-Lieder – eine zentrale Rolle spielen, und dies neben oder zusätzlich zu den intensiven dynastischen Spekulationen etwa der Gralromane (die Mutter-Sohn-Beziehung in Wolframs 'Parzival'). Hier scheinen die Erkenntnismöglichkeiten trotz der Vielzahl an interessanten Aspekten, die bereits ins Spiel gebracht worden sind, noch keineswegs ausgeschöpft zu sein, und insbesondere psychohistorische und genderspezifische Ansätze sollten zu noch differenzierteren Einblicken in die Entwürfe familialer Leitbilder, Utopien, aber auch Schreckensszenarien mittelalterlicher Literaten führen. Eine in dieser Hinsicht ungemein spannende Vorgabe stammt aus keineswegs genuin mediävistischem Kontext, nämlich die Analyse der Familienstrukturen in Wernhers 'Helmbrecht' durch den Schweizer Literaturwissenschaftler Peter von Matt. Dabei ist es zweifelsohne von Vorteil, daß in diesem Text eben keine adelige, sondern eine (groß)bäuerliche Familie agiert, und ähnliches gilt möglicherweise auch für die ambivalenten Mutter-Tochter-Beziehungen der Neidhart-Lieder, die thematisch – mit der Diskussion um die freie Wahl des (außerehelichen) Tanz- und Liebespartners – und argumentativ einem Familienscript des 20. Jahrhunderts frappierend ähnlich erscheinen¹⁹; dennoch lassen sich – je nach Standort des Betrachters/der Betrachterin – verblüffende oder aber erschreckende Einblicke in die familiäre Distanz-Nähe-Problematik auch der adeligen Kernfamilie in der Literatur des Mittelalters gewinnen. Dies gilt selbst dort, wo etwa durch die strukturelle Vorgabe des Brautwerbungsmusters, das (mit H. Kuhn) in so unterschiedlichen Texten wie 'König Rother', 'Salman und Morolf', dem 'Nibelungenlied' oder dem 'Tristan' zum Einsatz kommt, ein scheinbar genuin mittelalterliches und durchaus adelig-exotisches Kolorit entsteht, das sich grosso modo als *petitio* für das Prinzip der exogamen Eheschlie-

19 Vgl. dazu Bennewitz 1994.

ßung interpretieren ließe. Auch hier entstehen gleichsam parallel zur Haupthandlung die immanenten Strukturen großer Nähe zwischen Vätern und Töchtern, die prompt auch – zumindest vom literarischen ‘Gegner’ – durch den Verdacht des Inzests gebrandmarkt werden können; dem stehen in den Liebes- und Reiseromanen vom Typus ‘Mai und Beafloer’ umgekehrt auffallend enge Mutter-Sohn-Bindungen gegenüber, die sich schlußendlich jedoch ebenfalls als zweitrangig und verzichtbar (bis hin zum Muttermord) gegenüber der Wahl der ‘richtigen’ Partnerin für eine exogame Eheschließung erweisen. Speziell aber nicht nur in den höfischen Romanen und der Heldenepik dienen die abwesenden Väter als Projektionsfläche für Wunsch- und Machtphantasien insbesondere der Söhne. Die Vater-Suche (bewußt oder un-bewußt) und die (auch kämpferische) Auseinandersetzung mit dem Vater steht oft am Beginn jenes Weges, der den jungen Helden-Sohn zum Mitglied der Gesellschaft, zur Wieder-Holung des Vaters und zu seinem besseren Ersatz werden läßt oder aber der sein Scheitern, seinen Tod bedeutet (Hildebrandslied, Ortnit). Dabei ist die Vaterrolle – ebenso wie die Rolle des Ehemannes – zumeist als Instanz letztgültiger Autorität, als irdische Repräsentation der göttlich-väterlichen Ordnung gedacht, und es gibt nur wenige Fälle, in denen die Söhne gegen ihre Väter ins Recht gesetzt werden (so etwa im Vater-Sohn-Gespräch des ‘Winsbecken’, in dem vom Sohn der Vorschlag zum geistlichen Leben ausgeht). Die väterliche Autorität inkludiert Gewaltanwendung gegenüber Kindern und Ehefrau, die notfalls sogar eingefordert werden kann und muß, das heißt, Macht und Gewalt sind Teil der Konstruktion vorbildhafter Männlichkeit in den meisten Texten. – Anhand der weiblichen Familienrollen läßt sich zeigen, wie emotionale Muster, die auch in den Familienstrukturen des ausgehenden 20. Jahrhunderts noch aktuell sind, literarisch vorgedacht und inszeniert werden. Teil des weiblichen Familienverhaltens, insbesondere der Mutterrolle, ist der Verzicht auf ‘öffentliches’ Handeln zugunsten einer Emotionalisierung der Argumentation und des nicht-öffentlichen Einsatzes von Zuwendung bzw. deren Verweigerung als Mittel zur Durchsetzung eigener Wünsche (zu erinnern ist hier an die ‘Bettgespräche’ des Nibelungenliedes ebenso wie an die Stilisierung der Rolle Marias, die ihren Sohn zumeist über die Erinnerung an die von ihr geleistete mütterliche Zuwendung zur Errettung hartnäckiger SünderInnen bewegt). Für die Rollen der Töchter gilt, daß Einübung in Unterwerfung – gegenüber dem Willen des allmächtigen Vaters, aber auch der Mutter – Teil des erwünschten Verhaltensrepertoires darstellt. Widerspruch ist allenfalls dort möglich, wo sich der Vater der Verheiratung der Tochter mit einem (christlichen, idealen) Bewerber widersetzt (etwa in den Brautwerbungsepen) oder wo die Tochter gegen den Willen der Eltern sich für den idealen Bräutigam schlechthin, nämlich Christus, entscheidet (Iolande von Vianden). Auffällig ist, daß die Rolle von alleinerziehenden Müttern und Vätern fast immer problematisiert wird und als defizitär und familiengefährdend erscheint. Dennoch aber können noch im Scheitern dieser Rollen literarische Utopien und Potentiale von Widerständigkeit

deutlich werden, am gelungensten wohl in der Rolle der Herzloyde, die nach dem Tod des Gatten den radikalen Bruch mit der feudaladeligen Kriegergesellschaft vollzieht und ihren Sohn in ländlicher Abgeschiedenheit allein großziehen will, um ihn dem Kreislauf von männlicher Gewaltausübung und gewaltsamem 'Helden'-Tod zu entziehen. Das eigentliche Thema der Mutter-Tochter-Beziehung hingegen ist nicht das Verhältnis der beiden Frauen zueinander: Das Zentrum der Mutter-Tochter-Gespräche bildet der (noch) abwesende Dritte, der zukünftige Ehemann und auch das Hinführen der Tochter zu der Einsicht, daß es kein akzeptables, wünschenswertes Leben außerhalb der Ehe für sie geben kann. Einer solchen Überzeugungsarbeit bedarf es ganz offensichtlich: ist es im Fall Kriemhilds im 'Nibelungenlied' 'nur' der Topos "Liebe schafft Leiden", der als Argument angeführt wird, so sind die Vorbehalte der Tochter gegen die schizophrenen Forderungen der Gesellschaft an das weibliche Heiratsgut in spe etwa in der 'Winsbeckin' erheblich differenzierter. Hier wie dort ist es die Position der Mutter, die sich durchsetzt, und die im Falle des 'Nibelungenliedes' freilich nur vorläufig als die richtige zu gelten scheint. Die Diskussion zwischen Ute und Kriemhild läßt auch deutlich werden, daß die Grenzen der mütterlichen Solidarität dort erreicht sind, wo die gegenläufigen Interessen der männlichen Verwandten beginnen. Weder kann noch will Ute Kriemhild vor dem von ihr befürchteten und dann ihr 'tatsächlich' zugefügten Schmerz bewahren, noch kann sie vorläufig akzeptieren, daß ihre Tochter sich der Ehe verweigern will, die auch in diesem Text zunächst der Festigung und Erweiterung feudaladeliger *familia*-Beziehungen und damit verbundener Machtansprüche dient. Gerade das desaströse Konfliktgemenge des Nibelungenlieds vollzieht jedoch vielleicht am radikalsten in der Rolle der Protagonistin den Übergang von der (väterlichen) Verwandtschafts- und Sippenbindung zur Bindung an den Ehepartner (nicht: dessen *familia!*), und dies scheint nicht zuletzt auch der Grund für die heftigen literarischen Reaktionen und Diskussionen im Umfeld dieses Stoffkreises im Mittelalter zu sein.

Neben all diesen familialen Rollen und Beziehungsmustern ist in der mittelalterlichen Literatur wie in der mittelalterlichen Gesellschaft aber stets auch die radikale Gegenperspektive präsent und mitzudenken: die totale Absage an Verwandtschaft und Sippe und das Finden eines mehr als vollgültigen Ersatzes in dem, der zugleich alle Bindungen und Emotionen auf sich ziehen kann: "Hast du jhesum /, so hast du vatter muotter kinder vnd alle sippshaft was wilt du suochen die todten".²⁰ Dieser Gegenentwurf ist am Ende des 20. Jahrhunderts so gut wie vollständig aus dem öffentlichen und auch literarischen Bewußtsein der westlichen Gesellschaft verschwunden. Nicht zuletzt darin besteht eine der wesentlichen Differenzqualitäten in der historischen Erfahrbarkeit und in der literarischen Inszenierung von familialen und verwandtschaftlichen Bindungen im Mittelalter und in der Gegenwart.

20 Albrecht von Eyb: Spiegel der Sitten. 1474. Hg. von Gerhard Klecha, Berlin 1989, S. 428.